

Meeresaquarien

Kleine Fische – grosses Drama

Die kleinen bunten Wesen aus fernen Ozeanen, die in unseren Aquarien schwimmen, sind in der Schweiz zusammen mit den Süßwasserfischen die häufigsten Haustiere. Hinter der Haltung von Meereszierfischen stecken aber Dramen. 99 Prozent sind Wildfänge aus den Riffen, und unterwegs zu uns sterben sie zu Millionen.

Text und Fotos Peter Jaeggi

Tauchmaske aufsetzen, Flossen über die Füsse stülpen, ein Ruder in der rechten Hand, ein Netz in der linken. So taucht der Fischer Saharudin ab. Nur gerade zwei Meter tief. Ziel seiner Jagd ist ein kleiner Schwarm wunderprächtiger Fische, die beinahe bewegungslos im Schutz eines Korallenstockes schweben. Mit dem Holzruder treibt er die ganze Gruppe ins Netz, zieht es zusammen und reicht es seinem Kollegen, der oben im hölzernen Auslegerboot wartet. Der ganze Spuk dauert nur etwa eine Minute. So einfach und so schnell sind 40, 50 Tiere weniger im Riff. Je nach Auftragslage fängt man hier täglich bis zu tausend dieser Fische für den internationalen Aquarienhandel.

Schauplatz ist die Bucht des Fischerdörfchens Bone Baru. Hier, etwa 12 000 Kilometer von der Schweiz entfernt auf der kleinen indonesischen Insel Banggai in Zentralsulawesi, ist die Heimat des Banggai-Kardinalfisches. Für Aquarianer ist der kleine Schönling eines der

weltweit begehrtesten Tiere. Dieser Barsch lebt hier endemisch, es gibt ihn weltweit nur hier. Der grossen Nachfrage wegen ist er höchst gefährdet.

Stressvolle Transporte

Nach dem Fangen kommen die Tiere in mit Wasser gefüllte Plastiksäcke, dann Sauerstoff reinpumpen, Säcke in Styroporkisten, Transport zum Händler, von dort per Boot oder auf einer langen Autofahrt zum nächsten Hafen, nachher zum Flughafen, die lange Flugreise, wiederum Autofahrten ... Fische aus fernen Ozeanen sind häufig Tage oder gar Wochen beim Zwischenhändler gelagert, bis sie bei uns ankommen. «Das ist alles sehr stressig für diese Tiere», sagt die Schweizer Meeresbiologin Monica Biondo. «Schätzungen der Welternährungsorganisation FAO und des Umweltprogrammes Unep der Vereinigten Nationen sagen, dass je nach Art bis zu 80 Prozent der marinen Zierfische auf dem Weg vom Fang über den Transport

bis ins Aquarium umkommen.» Gesicherte Zahlen hat jedoch niemand. Der weltweit führende Banggai-Kardinalfisch-Forscher Alejandro Vagelli hat wissenschaftliche Arbeiten über den kleinen Prachtfisch verfasst. Zum Sterben unterwegs sagt er: «Ich habe viele Interviews zu den Überlebenszahlen des Banggai-Kardinalfisches geführt. Ich glaube, man kann mit einiger Sicherheit sagen, dass etwa die Hälfte der Tiere ihr Endziel in den Aquarien der Industrienationen nicht lebend erreicht.» Vagelli ist Professor für Meeresbiologie und Direktor des Zentrums für Meereswissenschaften an der Universität New Jersey. Er hat eine Hiobsbotschaft: «Seit man 1994 den Banggai-Kardinalfisch entdeckte, sind mehr als 90 Prozent dieser Tiere verschwunden.» Deshalb hat ihn die Weltnaturschutzunion IUCN auf die Rote Liste gesetzt und als «stark gefährdet» eingestuft. Eine Population stirbt aus, wenn sie zu klein wird. Vagelli belegte, dass es heute den Banggai an meh-



renen Stellen bei drei verschiedenen Inseln im Banggai-Archipel nicht mehr gibt. Trotz des dramatischen Rückgangs werden laut Vagelli jährlich noch immer eine halbe Million Banggai-Kardinalfische gefangen. Schuld daran sind hauptsächlich zwei Gründe: Indonesiens Versagen beim Schutz und ein Aquarienmarkt, der nicht bereit ist, gerechte Preise zu bezahlen.

Der Banggai ist einer der ganz wenigen Meereszierfische, die man züchten kann. Es gibt mehrere Tausend Arten von marinen Zierfischen. Von diesen pflanzen sich allerdings nur gerade 25 in Gefangenschaft fort. Die Zucht ist oft aufwendig und teuer. Der Fischer Saharudin in Bone Baru bekommt pro Banggai-Kardinalfisch gerade einmal fünf Rappen. Um seinen Aufwand zu decken und um davon leben zu können, müsste er mindestens einen Franken haben: für einen Fisch, der bei uns zwischen 40 und 65 Franken kostet! Es sind also die Händler, die das grosse Geschäft machen. «Es ist

viel billiger, Zierfische direkt aus dem Meer zu holen», sagt der indonesische Meeresbiologe Saipul Rapi. 99 Prozent aller marinen Zierfische sind – im Gegensatz zu Süßwasserfischen – Wildfänge. Zu befürchten ist, dass der Banggai so lange wild gefangen wird, bis er ausgestorben ist.

Die Schweizer Meeresbiologin Monica Biondo kämpft zusammen mit ihrem Berufskollegen Alejandro Vagelli und

mit Unterstützung der Fondation Franz Weber schon seit Jahren für das Überleben des Banggai-Kardinalfisches. «Damit er nicht ausstirbt, müsste man ihn mit einem Handelsverbot belegen», sagt Biondo. Leider sei dies aus politischen Gründen nicht möglich, denn da seien Kräfte im Spiel, die sich gegen jede Regelung sträubten. Die Aquarienindustrie sei ein Multimilliardengeschäft. Dabei mischen auch Grossaquarienkräftig mit.



Tiere, die nach Europa gelangen, werden in freier Wildbahn gefangen.



Umladen in der Frachthalle: Die langen Transportwege verursachen bei den Tieren einen Dauerstress.

Weltweit gibt es laut einer Untersuchung eines US-Wirtschaftsinstitutes bis zu tausend Grosseaquarien. Geschätzte 450 Millionen Besucher sorgen jährlich für einen Milliardenumsatz. Fast überall schwimmt auch der Banggai-Kardinalfisch, wie etwa im Vivarium des Zoos Basel. Monica Biondo: «Die Aquarienindustrie hat eine starke Lobby, die möglichst keine Fische schützen will – und seien sie noch so bedroht.» Deshalb gelang es bis heute nicht, den Banggai zu schützen. Auch darum nicht, weil sich Indonesien an den letzten beiden Artenschutzkonferenzen dagegen wehrte. Ein Schutz ist zudem schwierig bis unmöglich, weil es bis heute zum marinen Zierfischhandel keine Daten gibt.

Aquarien-Gigantismus in Basel

Auch in der Schweiz rührt sich die Grosseaquarien-Industrie. Der Zoo Basel möchte ein «Ozeanium» bauen und hofft auf eine halbe Million Besucher im Jahr. 2024 soll der Riesenbau fertig sein. Laut Eigenwerbung «ein Grosseaquarium und Zentrum für nachhaltigen Lebensstil, das Konsum, Erholung, Bildung und Forschung auf kleinstem Raum» verbindet. Im Ausblick zum Projekt steht: «Mehrere 1000 Tiere aus allen Klimazonen leben in rund 40 Aquarien mit Wasserständen von bis zu acht Metern Höhe. Auf einer Fläche von gut 10 000 Quadratmetern dienen rund 4600 Kubikmeter Wasser als Lebensraum für Haie, Rochen, Pinguine, Korallen ...»

Der Zoo zeige mit dem «Ozeanium» die Bedrohung, indem er selber das Leben im Meer bedrohe, sagt die Meeresbiologin Monica Biondo, die bei der Fondation Franz Weber den Meeresschutz betreut. Die Stiftung ist federführend im Kampf gegen das Basler Vorhaben. Biondo sagt, wie in kleinen Meeresaquarien zu Hause, so würden auch in Grosseaquarien zum überwiegenden Teil Wildfänge schwimmen. «Sie fangen wild lebende Tiere, die sie ja eigentlich schützen sollten.» Korallenriffe seien weltweit mindestens zu einem Drittel unwiderruflich zerstört. Die marine Zierfischindustrie trage dazu bei, dieses Ökosystem noch weiter zu ruinieren.

ren. «Entgegen den Aussagen des Zoos», so Monica Biondo, sei eine artgerechte Haltung praktisch unmöglich.

In einem Fact Sheet der Fondation Franz Weber steht: «Der Zoo Basel verschreibt sich dem international akzeptierten Prinzip «Mehr Platz für weniger Tiere», um die Tierhaltung artgerechter und tierfreundlicher zu gestalten.» Umso stossender sei daher die Aussage des Zoos Basel in der «Basellandschaftlichen Zeitung»: «Im Ozeanium werden mehr Tiere leben, als es dies bisher im Zoo tun». Pumpen, Wasseraufbereitung, Kühlung und Heizung verbrauchen enorme Mengen Energie, so die Fondation Franz Weber. Das «Ozeanium» in Stralsund (Deutschland) verschlinge ungefähr die Energie einer Kleinstadt mit 10 000 Einwohnern. Das Projekt des Zoos sei mit dem Basler Ziel einer 2000-Watt-Gesellschaft «auf keinen Fall» vereinbar. Dazu komme, dass Grosseaquarien zunehmend weniger besucht würden und ein Drittel bis zur Hälfte weniger Besucher zählten als am Anfang.

Die Umweltschutzorganisation Fondation Franz Weber spricht von einem Auslaufmodell. Das «Ozeanium» in Basel sei «ein Projekt der alten Schule». Geschäftsführerin Vera Weber und ihr Team entwickelten eine Alternative, bei der kein Tier zu Schaden kommt. «Vision Nemo» nennen sie ihre geplante Weltpremiere. Ein virtuelles «Ozeanium», das mit modernsten digitalen Technologien arbeitet. Der Haken: Es muss zuerst

Jagd auf «Nemo»

Als 2003 der Disney-Film «Findet Nemo» in die Kinos kam, setzte weltweit eine richtiggehende Jagd auf diesen Anemonenfisch ein. Vor allem Kinder wollten unbedingt einen «Nemo» zu Hause haben. Die Meeresbiologin Monica Biondo erinnert sich: «Sie wurden millionenfach in den Korallenriffen gefangen. Obwohl es einer der wenigen Fische ist, die man züchten kann, kommt heute immer noch die Hälfte aus der Wildnis.» Damals wies die australische Meeresbiologin Alison Jones nach, dass 90 Prozent dieser Clownfische als Folge des «Nemo»-Fiebers rund um die Keppel Islands im Great Barrier Reef in Australien verschwanden. Der Nachfolgefilm «Finding Dory», in dem ein blauer Doktorfisch die Hauptrolle spielt, macht Monica Biondo erneut Sorgen. Im Gegensatz zu «Nemo» lässt sich «Dory» nicht züchten. Allerdings ist er viel grösser als ein Clownfisch und braucht ein grösseres und damit teureres Becken.



Visualisierungen des «Ozeaniums», das der Basler Zoo bis 2024 auf einer Fläche von gut 10 000 Quadratmetern eröffnen will: In 4600 Kubikmeter Wasser soll Lebensraum für Haie, Rochen und Korallen entstehen.

noch entwickelt werden. Vera Weber: «Es soll ein multimediales Tor zum Ozean werden. Man wird die unglaubliche Vielfalt der Meere und ihrer Tiere im natürlichen Lebensraum sehen und erleben können, so als ob man selber im Meer drin wäre. Wir bringen die Meere nicht zu uns; wir bringen die Menschen zum Meer.» Grossaquarien werben damit, dass sie Umweltbildung betreiben. Für die Meeresbiologin Monica Biondo ist dies eine pure Behauptung: «Es gibt keine einzige wissenschaftliche Untersuchung, die beweist, dass nach dem Besuch eines solchen Aquariums irgendeine Verhaltensänderung zustande kommt.»

Was sagt der Zoo Basel zur massiven Kritik am geplanten «Ozeanium»? – Nichts. Die Verantwortlichen verweigerten gegenüber dem Autor dieser Reportage jegliche Stellungnahme. Auch nach mehrmaliger Anfrage schwiegen Zoo-Direktor Olivier Pagan und seine Medi-

enstelle. Deshalb baten wir Zoo-Verwaltungsratsmitglied Bruno Baur um eine Stellungnahme. Der Professor für Naturschutzbiologie an der Universität Basel reagierte unwirsch. In einer Mail an den Autor bezeichnet er die Interviewpartner dieser Reportage als «Tierschutzaktivisten»; sie würden «selektiv» Argumente für ihre Anliegen auswählen und diese in sektiererischer Form präsentieren. «Die Wissenschaft distanziert sich ganz klar von derartigen Vorgehensweisen», so Wissenschaftler Baur über Wissenschaftler, die notabene zum

Teil an der gleichen Universität lehren wie er. Das Thema ist hochemotional. Die Chefin der Fondation Franz Weber sagt, dabei könnte doch Basel mit einem virtuellen «Ozeanium» eine Weltattraktion mit hohem Prestigewert werden, eine, die touristisch und wirtschaftlich viel bringen könnte. Und weiter sagt sie: «Wir werden alles dafür tun, dass das «Ozeanium» nicht gebaut wird.» Zuletzt wird wohl eine Volksabstimmung darüber entscheiden, weil gegen den Bebauungsplan vermutlich das Referendum ergriffen wird. ■

